

Aus dem Leben eines Taugenichts

Autor(en): **Eichendorff, Joseph von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1943-1944)**

Heft 14

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das letzte Bild

Die Nacht, sie läßt die Kirchenguhren
von einem Dorf ins and're schlagen
und durch die dunkle Einsamkeit
die Glockentöne in mein Zimmer tragen.

Des Hammers Schläge brauch' ich nicht zu zählen;
ich weiß, nun ist es Mitternacht,
und sinnend, säumend hast du
des Tages letzte Stund durchwacht.

Ich weiß, es löschen jezt die Lichter
und trägt im Garten jezt allein
das große Brunnenbecken noch ein gutes Leuchten,
des klaren Abendhimmels Widerschein.

Otto Selmut Lienert

Aus dem Leben eines Taugenichts

Von Joseph von Eichendorff

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! Da sonnst du dich schon wieder und dehnst und reckst dir die Knochen müde und lässest mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Tür, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot!“ — „Nun“, sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehen, da ich die Goldammer, welche im Herbst und Winter immer betrübt an unserm Fenster sang: „Bauer, miet' mich, Bauer, miet' mich!“ nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt deinen Dienst!“ Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand; mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur

Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Dem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt,
dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust.
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehle und frischer Brust?

Den lieben Gott lass' ich nur walten:
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach aufs best' bestellt!

Indem, wie ich mich umsehe, kommt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mir vorüber; der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein gefahren sein, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere still

halten und redete mich holdselig an: „Ei, lustiger Gesell, er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen!“ Ich nicht faul dagegen: „Ew. Gnaden aufzuwarten wüßt' ich noch viel schönere.“ Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert er denn schon so früh am Morgen?“ Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach Wien.“ Nun sprachen beide miteinander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einige Male mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring' er nur hinten mit auf; wir fahren auch nach Wien!“ Wer war froher als ich! Ich machte eine Reberenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen; der Kutscher knallte, und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf; unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren, blauen Luft — ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlich jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unter dem Arme hielt. Wie dann aber die Sonne immer höher stieg, rings am Horizonte schwere weiße Mittagswolken aufstiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zu Mute, als müßt' ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Türme von Wien. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgspannt. Ich erschrak sehr, da ich auf einmal so allein saß, und sprang geschwind in das Schloß hinein. Da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.



Das Denkmal von Franz Schubert

In diesem Schlosse ging es mir wunderbar. Zuerst, wie ich mich in der weiten kühlen Halle umschaue, klopft mir jemand mit dem Stocke auf die Schultern. Ich kehre mich schnell um, und da steht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben verfilberten Stabe in der Hand und einer außerordentlich langen, gebogenen kurfürstlichen Nase im Gesicht, breit und prächtig wie ein aufgeblasener Puter, der mich fragt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erstaunen nichts hervorbringen. Darauf kamen mehrere Bediente die Treppe herauf und herunter gerannt, die sagten gar nichts, sondern sahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) gerade auf mich

los und sagte, ich wäre ein scharmanter Junge, und die gnädige Herrschaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerbursche dienen wollte. Ich griff nach der Weste; meine paar Groschen — weiß Gott, sie müssen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Tasche gesprungen sein — waren weg; ich hatte nichts als mein Geigenspiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehen sagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich sagte daher in meiner Herzensangst zu der Kammerjungfer: „Ja“, noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Gestalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendikel einer Turmuhr in der Halle auf und ab wandelte und eben wieder majestätisch und schauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gefindel und Bauernlummel unterm Bart und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt; wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam sein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotlosen Künste und unnützes Zeug treiben solle, da könnte ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechtem bringen. Es waren noch mehr sehr hübsche, gut-gesehete, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Überhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles so gekommen war; ich sagte nur immerfort zu allem ja, denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begossen worden sind. So war ich denn, Gott sei Dank, im Brote.

In dem Garten war schön leben; ich hatte täglich mein warmes Essen vollauf und mehr Geld, als ich zum Weine brauchte; nur hatte ich leider ziemlich viel zu tun. Auch die Tempel, Lauben und schönen grünen Gänge, das gefiel mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drin herumspazieren können und verünstig diskurrieren, wie die Herren und Damen, die alle Tage dahin kamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich sogleich mein kurzes Tabakspfeifchen heraus, setzte mich hin und sann auf schöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge schöne Dame, die mich ins Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Cavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an schwülen Nachmittagen auf den Rücken hin,

wenn alles so still war, daß man nur die Bienen sumsen hörte, und sah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und die Blumen sich hin und her bewegten.

Dicht am herrschaftlichen Garten ging die Landstraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von demselben geschieden. Ein gar sauberes Zöllhäuschen mit rotem Ziegeldache war da erbaut und hinter demselben ein kleines, buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den schattigsten und verborgensten Teil des letztern stieß. Dort war eben der Zolleinnehmer gestorben, der das alles sonst bewohnte. Da kam eines Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefsten Schlafe lag, der Schreiber vom Schlosse zu mir und rief mich schleunigst zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geschwind an und schlenderte hinter dem lustigen Schreiber her, der unterwegs bald da, bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock steckte, bald mit seinem Spazierstöckchen künstlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlierte, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch gar nicht recht Tag war, sah der Amtmann hinter einem ungeheuren Tintenfass und Stößen von Papieren und Büchern und einer ansehnlichen Perücke, wie die Eule aus ihrem Nest, auf mich und hob an: „Wie heißt er? Woher ist er? Kann er schreiben, lesen und rechnen?“ Da ich dies bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat ihm in Betrachtung seiner guten Auf-führung und besondern Meriten die ledige Einnehmerstelle zugedacht.“ Ich überdachte in der Geschwindigkeit für mich meine bisherige Auf-führung und Manieren, und ich mußte gestehen, ich fand am Ende selber, daß der Amtmann recht hatte. Und so war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's versah.

Ich bezog nun sogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Gerätschaften gefunden, die der selbige Einnehmer einem Nachfolger hinterlassen, unter andern einen prächtigen roten Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatte ich mir schon einmal ge-

wünscht, als ich noch zu Hause war, wo ich immer unsern Pfarrer so bequem herumgehen sah. Den ganzen Tag — zu tun hatte ich weiter nichts — saß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hause im Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Tabak aus dem längsten Rohre, das ich von dem seligen Einnehmer vorgefunden hatte, und sah zu, wie die Leute auf der Landstraße hin und her gingen, fuhren und ritten. Ich wünscht nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer sagten, aus mir würde

mein Lebtag nichts, hier vorüberkommen und mich so sehen könnten. Der Schlafrock stand mir schön zu Gesichte, und überhaupt das alles behagte mir sehr gut. So saß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang schwer ist, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht bequem sei, und faßte heimlich den Entschluß, nunmehr alles Reisen zu lassen, auch Geld zu sparen wie die andern und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen.

Vorfrühling

Unruhig schläft das feuchte Hügelland,
wir stehn und horchen freudig Hand in Hand.

Zu unsern Füßen schmilzt der schwere Schnee
und stürzt in Bächen zum verhüllten See.

Der Himmel hat ein wechselndes Gesicht,
wie ein Opal verbirgt er alles Licht.

und strömt es farbenvoll durch Wolken hin,
die wie ein Mantel sind der Königin,

die heimlich herrscht und uns dem Tod entreißt
und Gottes Liebe oder Sonne heißt.

Walter Steinbeß

Lob der Zellwolle

Der Kittel schlägt aus, wenn der Frühling kommt, und der Holzwurm klopft im Silet. Diese Wislein gehören zu den klassischen Ladenhütern vom Schaft der Spässe über die Zellwolle. Meterlange Bärte haben diese Schnurren angefeht; denn sie stammen schon aus der Zeit um 1917 und feiern als würdige Greise aus dem Altersasyl für Wize ihr Jubiläum zum ersten Vierteljahrhundert.

Was hat doch die vielgeschmähte Zellwolle für eine stürmische und erstaunliche Entwicklung durchgemacht, seitdem sie — ein Kind des letzten Weltkrieges — das Licht der Welt erblickt hat! Wenn wir genau sein wollen, so ist sie sogar noch älter. 1908 tauchte der Gedanke zum erstenmal

auf; man zerschnitt die Abfälle, die bei der Herstellung von Kunstseide entstanden, in kurze, gleich lange Stücke, die man spinnen konnte, wie man die Haare eines Schafes (Wolle!) oder die kurzen Fasern der Baumwollpflanze spinnt, bis ein fester Faden daraus wird. Niemand dachte damals an die Möglichkeit, Wolle, die es ja in Hülle und Fülle gab, mit diesen kurzen Kunstseidenstücklein zu „strecken“. So, wie man aus den Abfällen der reinen Seide ein Seidenabfallgarn (das damit natürlich auch reine Seide ist) spinnt und es „Schappe“ nennt, so gedachte man aus den Abfällen der Kunstseide auf die gleiche Art und Weise ein neues Garn zu spinnen. Gerade gut war es nicht — damals. 1910 hat man solche